KARL ADAM

GLAUBE UND LIEBE

39
2
27
U
orage

Property of

CBF

Please return to

Graduate Theological

Union Library

246.61
4 193a

GLAUBE UND LIEBE

GLAUBE UND LIEBE

VON UNIVERSITÄTSPROFESSOR
DR. KARL ADAM

#7088

GRADUATE THEOLOGICAL UNION
LIBRARY
1962

★
THEOLOGICAL
LIBRARY
O. F. M.
SANTA BARBARA
NO. 16,760

REGENSBURG
DRUCK UND VERLAG VON JOSEF HABBEL

V
1639
A52
1927

Imprimatur
Ratisbonae, die 17. maji 1927
Dr. Scheglmann
Vic. Gen.

Ein Heide kam einmal – ſo erzählt der babyloniſche Talmud – zum Rabbi Schammai und erklärte ihm: „Ich will zum Judentum übertreten, wenn du mir das ganze jüdiſche Geſetz innerhalb einer Zeit erklärſt, in der ich auf einem einzigen Fuß ſtehen kann." Schammai wies ihn fort. Da ging der Heide zu Rabbi Hillel und trug ihm die gleiche Bitte vor. Dieſer antwortete ihm ſogleich: „Was dir verhaßt iſt, tu auch nicht deinem Nächſten. Dies iſt das ganze Geſetz. Alles andere iſt nur die Erklärung dazu. Gehe hin und lerne das!"

Einen ähnlichen Vorgang berichtet das Neue Teſtament. Ein Geſetzeslehrer kam zu Jeſus und fragte ihn: „Meiſter, welches iſt das größte Gebot im Geſetze?" Jeſus ſprach zu ihm: „Du ſollſt den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und von deinem ganzen Gemüte. Dieſes iſt das größte und vornehmſte Gebot. Das andere iſt dieſem gleich: Du ſollſt den Nächſten lieben wie dich ſelbſt. An dieſen zwei Geboten hängt das ganze Geſetz und die Propheten" (Mt. 22, 36 ff). Jeſus nennt alſo

zwei Gebote, nicht bloß eines, und er ſtellt das Gebot der Gottesliebe an die Spitze; aber auch er bemerkt, daß das ganze Geſetz in dieſen Liebesgeboten beſchloſſen ſei. Ja, in ſeiner Bergpredigt reduziert Jeſus ähnlich wie Hillel das ganze Geſetz auf die Nächſtenliebe allein: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Menſchen tun, das ſollt auch ihr ihnen tun. Denn das iſt das Geſetz und die Propheten" (Mt 7. 12; Lk 6, 31). Nur dadurch unterſcheidet ſich dieſe Formulierung von der Hillels, daß Jeſus das Weſentliche des Geſetzes nicht negativ, ſondern poſitiv beſtimmt. Das Geſetz erfüllt man nicht ſchon dadurch, daß man dem Nächſten nichts Böſes antut, ſondern dadurch, daß man ihm ſo weit als möglich all das Gute erweiſt, das man ſich ſelbſt gerne erwieſen ſähe. Entſchloſſene Hingabe für den anderen, werktätiger Dienſt am Bruder, Bruderliebe – das iſt das Weſentliche, auf das alles ankommt. Feierlich betont der Herr, daß man an dieſer treuen, hingebenden Bruderliebe das Neue, das Spezifiſche ſeiner Verkündigung erkennen ſoll: „Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr euch einander liebt, ſo wie ich euch geliebt habe – daß

auch ihr einander liebt! Daran werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger ſeid, wenn ihr euch lieb habt untereinander" (Joh 13, 34. 35).

So iſt alſo das Weſen des Chriſtentums mit dem einen kleinen Wort „Liebe" erſchöpfend zum Ausdruck gebracht. Die Jünger Jeſu haben ihren göttlichen Meiſter auch nicht anders verſtanden. „Trachtet nach der Liebe," fordert Paulus auf (1, Kor 14, 1); „die Liebe iſt das Band der Vollkommenheit" (Kol 3, 14); „dienet einander durch die Liebe des Geiſtes, denn" — und nun wiederholt Paulus das Wort Jeſu — „das ganze Geſetz wird durch das eine Gebot erfüllt: „Du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt" (Gal 5, 13, 14). Jakobus bezeichnet das Liebesgebot als das „königliche Gebot" (2, 8). Petrus ſagt von der Liebe, daß ſie „die Menge der Sünden bedecke" (1. Petr 4, 8). Und Johannes, der feinſinnige Liebesjünger des Herrn, ſieht am tiefſten und deckt ihren metaphyſiſchen Weſensgrund auf, wenn er in ſeinem erſten Brief (4, 7. 8) die Worte niederſchreibt: „Geliebteſte, laſſet uns einander lieben. Denn die Liebe iſt aus Gott, und jeder, der liebt,

iſt aus Gott geboren und kennet Gott. Wer nicht liebt, der kennet Gott nicht. Denn Gott iſt die Liebe."

Von den Apoſteln übernahmen dieſe Liebesbotſchaft die Apoſteljünger und die folgenden Jahrhunderte. Die älteſte, außerbibliſche chriſtliche Schrift, die wir kennen, die Didache, die in ihrer Lehre von den zwei Wegen eine Art urchriſtlichen Katechismus bietet, hebt mit den Worten an: „Der Weg zum Leben iſt der: erſtens, du ſollſt Gott lieben, der dich erſchaffen hat; zweitens: du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt. Alles aber, was du nicht willſt, daß es dir geſchehe, tue auch du einem anderen nicht an" (1, 2). Und ebenſo Klemens von Rom, ebenſo Ignatius von Antiochien, ebenſo Polykarp und die anderen Väter alle. Auguſtin, der heilige Biſchof mit dem glühenden Herzen, baut ſein ganzes theologiſches Syſtem auf der Liebe auf. In ihrem Lichte dringt er in die Tiefen des dreifaltigen Gottes, und zuletzt wagt er das kühne Wort: ama, et fac, quidquid vis — „handle aus Liebe, und du kannſt tun, was du willſt."

Wenn ſo die Liebe das Weſen des Chriſtentums iſt, iſt dann das Chriſtentum nicht etwas unerhört Einfaches und etwas wunderbar Leuchtendes, etwas, das durch ſeine innere Schönheit ſchon alle Herzen gewinnen muß? Warum dann die harte, ſtrenge Pflicht des Glaubens, wozu die ſtarren Dogmen, die ermüdenden Symbole der kirchlichen Konzilien? Wozu der Rieſenapparat der Kirche – Papſt, Biſchof, Prieſter? Wozu die ungeheuere, komplizierte kirchliche Verwaltung und der codex juris canonici? Macht man dadurch das Evangelium, die frohe, einfache, lichte Botſchaft von der Liebe, nicht um ſoviel ſchwerer und drückender? Bindet man dem Menſchen nicht unerträgliche Laſten auf? Wenn die Liebe das Weſentliche des Chriſtentums ausmacht, iſt dann nicht alles, was außerhalb der Liebesſphäre liegt, alles äußere Kirchentum, aller äußerer Dogmenglaube nicht etwas Peripheres, Nebenſächliches, ja etwas, das erfahrungsgemäß vom Weſentlichen des Chriſtentums wegführt; etwas, was die Liebe hemmt oder gar ertötet? Wurde nicht ſchon gerade der Dogmen wegen

die Liebe auf das grimmigſte verletzt, in Strömen von Blut ertränkt oder auf dem Scheiterhaufen verbrannt? Iſt es nicht auch heute noch das Dogma, das Bekenntnis, das äußere Kirchentum, das die Menſchen und die Völker in ihrem Innerſten auseinanderreißt und das Wort von der chriſtlichen Liebe zu einem Gelächter macht? Müßte man von da aus nicht eigentlich mit Tolſtoj und Doſtojewski gerade die Kirchen und die kirchlichen Schöpfungen als widerchriſtliche, ja als ſataniſche Gebilde verurteilen und verfluchen, als Gemächte des Geiſtes dieſer Welt, in denen jene unheimliche Geſtalt des Großinquiſitors weiterlebt, der im Namen des Glaubens die Liebe auf den Richtplatz ſchleppt?

Dieſe Fragen ſind tief und ernſt. Wir müſſen ihnen Rede und Antwort ſtehen. Iſt es wirklich ſo, daß der Glaube die Liebe tötet? Oder wenigſtens: daß er ihr reines Wirken hemmt und ſtört? Wie verhalten ſich Glaube und Liebe zueinander?

Gewiß, es iſt wahr: Die Liebe iſt das Weſen des Chriſtentums. Ein Glaube ohne Liebe iſt ein „toter Glaube". Solchen Glauben haben auch die

Teufel, ſagt Jakobus (2, 18. 19). „Wenn ich einen Glauben hätte, daß ich Berge verſetzte, aber die Liebe nicht, ſo wäre ich nichts," ſagt Paulus (1. Kor 13, 2). Aber es iſt doch ſeltſam: dieſelben Männer, die wie mit glühenden Zungen die Liebe preiſen, können vom Glauben nicht laſſen. Mit derſelben Wucht, mit der ſie zur Liebe mahnen, fordern ſie Glauben. Derſelbe heilige Mund, der uns das neue Gebot ſeiner Liebe verkündete, ſprach das drohende Wort: „Wer nicht glaubt, der wird verdammt werden" (Mk 16, 16; vgl. Joh 3, 36). Derſelbe heilige Johannes, der von der Liebe ſagt, daß ſie aus Gott geboren ſei, betont anderſeits hinwieder: „Jeder, der glaubt, daß Jeſus der Chriſt iſt, iſt aus Gott geboren" (1 Joh 5, 1). Und ſo begeiſtert Sankt Paulus das hohe Lied der Liebe ſingt, ungleich öfter, ungleich ernſter und dringender ſpricht er vom Glauben und ſeiner geheimen Herrlichkeit. Das macht den Chriſten frohlocken, daß er „aus Gnade erlöſt ward durch den Glauben" (Eph 2, 8). Von den Apoſteln lernten es die Späteren. So ſehr wurde zu allen Zeiten der Glaube als Grundlage des Chriſten-

tums erkannt, daß man den Chriſten ſchlechtweg den „Gläubigen" (fidelis) nannte.

So beſteht alſo doch ein Zuſammenhang von Glaube und Liebe! Iſt es vielleicht ſo, daß nur der wahrhaft lieben kann, der da glaubt? Dann wäre alſo der Glaube der Quellgrund der wahren Liebe, und überall dort wäre keine wahre Liebe, wo der Glaube nicht blühte? Das heißt: Glaube und Liebe ſtünden demnach in einer Art von Kaufalverhältnis zueinander?

Um dieſe Fragen zu klären, müſſen wir zuerſt deutlich machen, was denn Chriſtus und ſeine Jünger meinen, wenn ſie von der Liebe ſprechen. Wir haben ja kaum ein Wort in der deutſchen Sprache, das derart abgenützt, abgegriffen wäre wie das von der Liebe. Für Jeſus iſt es durchaus eindeutig. Wenn er von der Liebe ſprach, hatte er nicht ſentimentale Gefühlsſtimmungen im Auge, die heute kommen und morgen gehen, und die nur auf eine Befriedigung des eigenen niederen und höheren Trieblebens abzielen, letzten Endes alſo ichbezogen, ichbetont ſind. Die Liebe iſt ihm nach der formalen Seite ein Akt des Willens, eine

Willenstat, und nach der inhaltlichen ſelbſtloſer Dienſt am „Nächſten". Und der „Nächſte" — das heißt jener, der mir hier und jetzt am nächſten ſteht, näher denn Vater und Mutter — iſt ihm nicht nur der Blutsverwandte oder der Freund, ſondern ein jeder Menſch, der in Not iſt, ſei es ein Samariter oder ein Heide oder ein Jude. Über alle perſönliche, geſellſchaftliche, ſoziale, nationale, religiöſe Schranken hinweg drängt alſo die Nächſtenliebe Jeſu. Sie ſucht den Menſchen ſchlechthin, gerade unter dem Gerölle von Sünde und Not. Und dieſem Menſchen gehört ſeine Sorge, ſeine Mühe und Arbeit, gehören ſeine Wunder, ſeine Nachtwachen. Er ging vorüber im Wohltun (Apg. 10, 38). In dieſem Dienſt am Nächſten gibt es keine kluge Reſerve, ſelbſt nicht einmal gegenüber der Dirne, kein vorſichtiges Abwägen und Hintanhalten, ſondern nur hochſinniges Zugreifen, entſchloſſenen Wagemut. „Wenn dich einer um eine Meile zu gehen bittet, gehe mit ihm zwei!" So ſchrankenlos, ſo unbedingt, ſo ganz Wille iſt dieſe Hingabe, daß ſie ſelbſt vor dem Härteſten nicht zurückſchreckt, vor der Preis-

gabe des eigenen Lebens. „Ich bin nicht gekommen bedient zu werden, ſondern zu dienen und mein Leben hinzugeben für viele." Am Kreuz hat Jeſus dieſe Liebesforderung wahr gemacht.

Das alſo verſteht Jeſus unter der Liebe: das Einſetzen ſeiner ganzen Perſon für den notleidenden Bruder, ſei er, wer er ſei. Dienſt am Nebenmenſchen bis zur Selbſthingabe. „Größere Liebe hat niemand, als daß er ſein Leben hingibt für ſeine Freunde."

Wir ſehen: ein Liebesideal ſtellt Jeſus auf, ſtrotzend von Tatkraft, ſtrahlend von Hingabe, durchtränkt von Opferblut. Niemals hat ein Prophet vor ihm das Liebesideal derart wuchtig und kraftvoll, derart innig und zart, derart umfaſſend und erſchöpfend vor die Menſchen hingezeichnet und den Menſchen vorgelebt wie Jeſus, der Bringer der neuen Liebe. Erſt von ihm hat die Menſchheit erfahren, was es denn um die wahre Liebe iſt.

Aber warum drängt Jeſus auf eine ſolche ſchrankenloſe, harte, grauſame Liebe, auf ſolche Liebe bis zum Tode? Erſt mit dieſer Frage ſtoßen wir

bis zum innerſten Kern der Liebesbotſchaft Jeſu durch. Iſt es der Zauber edler Menſchlichkeit, der es ihm angetan hat? Erkennt er im Menſchen im Sinne von Auguſte Comte ein être suspreme, einen abſoluten, letzten Wert, für den ſchlechthin alles daranzugeben iſt? Nichts wäre verfehlter als dieſes. Jeſus war kein Philanthrop, keiner, der für den Kult des rein Menſchlichen ſchwärmte. Zu tief war er und zu wahrhaftig, um für den Menſchen zu ſchwärmen. Zu klar nahm er hinter dem Firnis des rein Menſchlichen das Allzumenſchliche wahr. Sieht man genauer zu, ſo möchte man in ſeiner Grundeinſtellung zum Menſchen zuweilen ſogar etwas wie verhaltenen Widerwillen entdecken. Nennt er nicht Petrus, einen ſeiner vertrauteſten Jünger, der ihn eben feierlich als Meſſias bekannt, einen „Satan"? Und er tut es mit dem Blick auf alle ſeine Jünger, die ja Petri Meinung teilten (Mk 8, 33). Anſcheinend ſchlichte, anſcheinend geradlinige, unverbogene Menſchen hatte er ſich zu Jüngern auserwählt, die beſten, die er eben haben konnte. Und doch wußte er: Was ſie vor allem an ſeine Perſon feſſelt,

ſind ſelbſtiſche Motive, die Hoffnung auf die zwölf Throne Israels. Und er wußte weiter: Eines von dieſen ſchlichten Naturkindern, die jetzt ſo ſehr an ihm hängen, wird ihn in der Stunde der Not verleugnen, und einer wird ihn verraten, und die anderen alle werden fliehen.

Nein, nein, am Menſchentum lag es nicht, daß Jeſus die Menſchen liebte. Omnis homo mendax, das wußte auch er, er vor allem. Wie klein, wie herzlich unbedeutend waren doch die Menſchen ſeiner Umwelt. Die engen, bornierten, herrſchſüchtigen Phariſäer, die frivolen, ſadduzäiſchen Spötter, das liederliche, leichtgläubige, jedem Augenblicksimpuls ergebene Volk – waren das nicht Typen vom Menſchen ſchlechthin, gewiß nicht beſſer, aber auch nicht ſchlechter als die übrigen Menſchen drüben in Rom und drunten in Alexandria. Nein, nein, ſolche Menſchen ſind nicht das Letzte, Höchſte, das man liebt und für das man ſtirbt. Käme dieſes Menſchentum allein in Betracht, dann wäre die Liebe ein leerer Wahn und Selbſtbetrug. Dann müßte man den Staub von den Füßen ſchütteln und ein ganz anderes

Evangelium verkünden: das vom eigenen Ich, vom Einzigen und seinem Eigentum.

Aber warum liebte Jesus diese Menschen doch bis zur äußersten Selbsthingabe, und warum fordert er von allen seinen Jüngern diese Liebe?

Gerade dort, wo er von der härtesten, schwersten Liebe, wo er von der Feindesliebe spricht, wird es am deutlichsten offenbar: „Betet für die, die euch verfolgen und lästern, auf daß ihr Kinder eures Vaters im Himmel seid, der seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte . . . Seid also vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist" (Mt 5, 44. ff.). So nimmt also Jesus den entscheidenden Beweggrund seiner Liebe zu den Menschen nicht von den Menschen, sondern von Gott. Der Menschenwert ist nicht ein letzter, sondern nur ein vorletzter Wert. Der letzte, höchste Wert ist Gott der Vater. Er allein ist Grund und Maß aller Dinge, Grund und Maß aller Wertungen, Grund und Maß aller Liebe. Weil dieser Vater die Menschen liebt – ganz gleich, ob sie gut oder böse sind –, und weil man

ſich gerade dadurch als ſein Kind erweiſt, daß man dieſelbe Liebe übt, darum ſoll man die Menſchen lieben. So wurzelt meine Beziehung zu den Menſchen letzten Endes in einem Tranſzendentalen, in jener Urbeziehung der Liebe, mit der Gott die Menſchen, alle Menſchen umfaßt. Ein Geheimnis iſt der Menſch. Er iſt der Kulminationspunkt einer ewigen Liebesbewegung, die von Gott ausgeht; ein Punkt der Weltwirklichkeit, wo wie nirgends die Liebe Gottes aufflammt. Darum iſt der Menſch liebenswert. Nicht durch das, was er in ſich und für ſich iſt, ſondern durch das, was er für Gott iſt – die Theologie ſagt: nicht aus einem natürlichen, ſondern aus einem übernatürlichen Motiv. Nicht von der Erde aus komme ich alſo zum Menſchen; ich muß erſt zum Himmel emporſteigen, um durch Gott den Menſchen zu finden. Durch das Herz Gottes geht der Strom der Menſchenliebe. Ich muß erſt Gott haben, um den Menſchen zu haben. Gott iſt der Weg zum Menſchen.

Jeſus ſpricht damit etwas aus, was der Liebe weſenseigentümlich iſt. Es wird uns das ſofort

deutlich werden, wenn wir uns nochmal vor Augen halten, was denn „chriſtliche Liebe" beſagen ſoll. Wir hörten ſchon: Ihr Charakteriſtiſches iſt die reſtloſe Entbundenheit von allen perſönlichen, ſozialen, nationalen Rückſichten, ihre Selbſtloſigkeit, und im Zuſammenhang damit ihre angeſpannte Tatkraft, ihre Opferbereitſchaft. Wo dieſes Charakteriſtiſche fehlt, da haben wir nur unechte Abſenker der wahren Liebe, nur ihr apokryphes Zerrbild. In dieſer Liebe allein (voll Uneigennützigkeit und Tatkraft) erfüllt ſich das, was wir Menſchen meinen, wenn wir von wahrer Liebe ſprechen. Wo eine Liebe irgendwie ichbezogen, alſo eigennützig iſt, da hat ſie an ihrem eigentümlichen Schmelz, an ihrem entzückenden Duft, an ihrem Bukett eingebüßt. Und wo ſie es beim bloßen Wünſchen bewenden läßt, ohne zur opferbereiten Tat zu ſchreiten, da iſt ſie muffig und ſentimental, eine leere Gefühlsſchwellung, eine Blüte ohne Frucht, die ſchon ſtirbt, bevor ſie noch recht geboren iſt.

Nun die Frage: Iſt eine derartige ſelbſtloſe und eine derartige tatbereite Liebe vom Standpunkt

der reinen Weltwirklichkeit aus begreiflich und sinnvoll? Nehme ich die Weltwirklichkeit allein für sich, isoliert also von ihrem tragenden, metaphysischen Urgrund, losgelöst von Gott, dann kann und darf es für mich keinen höheren Wert geben als mein eigenes Ich. Denn nur von diesem Ich weiß ich genau, was in ihm ist. Und nur durch mein Ich komme ich zur Bejahung und Setzung außerpersönlicher Werte. Sie sind ja nur Werte, insofern ich sie als solche empfinde, also nur durch ihre Ichbezogenheit. Mag sein, daß es außerhalb meiner noch höhere Wertequellen und Werteträger gibt als mich, daß der und jener besser, vollkommener ist als ich – allein das ist eine bloße Vermutung, niemals eine Gewißheit, und es bleibt auf jeden Fall die Wahrheit bestehen, daß ich für mich das Gewisseste bin, daß mein Ich meine Welt, mein Reich ist, und daß alles andere nur insoweit für mich existieren kann, als es sich meiner Welt, meinem Reich einfügt. Ich allein bin mein eigener König und Herr, mein einziger und höchster Wert, mein Eigentum.

Von diesem rein logischen Standpunkt aus ist jede uneigennützige, selbstlose Liebe eine Torheit. Denn sie ist ein Wagnis, ein Sprung ins Dunkle. Ja, sie ist unsittlich, denn sie bedeutet ein Preisgeben meiner selbst, eine Verleugnung des eigenen Ich.

Aber anderseits: derselbe Mensch, der auf rein logischem Weg dazu kommen müßte, jede selbstlose und tatkräftige Liebe als töricht und unsittlich zu verpönen, empfindet es mit der Evidenz eines unmittelbaren sittlichen Erlebnisses, daß eine Liebe, die ichbetont, eigennützig und die lendenlahm ist, unappetitlich und unerträglich wirkt. Sie ist nicht das, was man meint, wenn man von echter Liebe spricht. Es fehlt ihr gerade das, was echte Liebe so entzückend macht, was in ihr ausruhen läßt, was uns befriedet und bindet. Es ist ihr das Herz herausgenommen, eben die Selbstlosigkeit der Hingabe.

So starrt also zwischen dem logischen und dem psychologischen Aspekt der Liebe eine Antinomie. Wie löst sich diese Antinomie? Wie ist es möglich, daß ein Mensch wahrhaft uneigennützig liebt,

ohne töricht zu ſein und vom eigenen Weſen abzufallen?

Es iſt nur durch eine Art Fiktion möglich, dadurch nämlich, daß der Liebende in dem Geliebten einen Wert vorausſetzt, der nicht bloß ſeine eigenen, ſondern ſchlechthin alle empiriſchen, raumzeitlichen Werte überſteigt, der ſie alle tranſzendiert, einen Wert alſo, der in keiner Hinſicht der eigenen räumlichen Wertewelt angehört und ihr eingegliedert werden kann, das iſt: einen dem Ich ſchlechthin überlegenen, einen abſoluten Wert. Nur vor ſolchem abſoluten Wert kann und muß meine Eigenbegehrlichkeit ſchweigen. Ihm muß ich mich ergeben, denn er iſt der in jedem Betracht überlegene Wert, nur ihm allein kann und darf ich mich mit innerſtem, freieſtem Ja ſchenken. So ſteckt in jedem echten Liebeserlebnis ein Abſolutum oder vielmehr ein Bejahen der Abſolutheitsſphäre, ein heimliches: credo in Deum. Die Pſychologen beſtimmen deshalb die echte Liebeserfahrung als eine akosmiſtiſche, überirdiſche Erfahrung. Denn ſie iſt „von dieſer Erde nicht". Sie tranſzendiert weſenhaft alles Gegebene, Raum-

zeitliche. Sie ſchließt weſenhaft die Setzung des Abſoluten mit ein. Mit anderen Worten: Es gibt kein echtes Lieben als ein Lieben in Gott. Mag ſein, daß dieſer oder jener, der wahrhaft liebt, von dieſem Abſolutum, von dieſer Liebe in Gott nichts weiß; ja, daß er kurzſichtig genug iſt zu wähnen, er handle ſinnvoll, wenn er uneigennützig liebt, ohne bewußt an Gott, den abſoluten Wert, zu glauben. Iſt ſeine Liebe wirklich eine Liebe „in der Tat und Wahrheit", wie St. Johannes ſich ausdrückt, dann iſt in ſeinem Liebeserlebnis, ob er es weiß oder nicht, wenigſtens implicite, das heißt: eingewickelt, immer Gott mitgeſetzt. Gott, ſeine Abſolutheit, ſeine unendliche Vollkommenheit und Liebenswürdigkeit iſt das heimliche Motiv, die heimliche Energiequelle, der heimliche Mutterboden ſeiner Liebe. Schon die Lieblingswendungen der erotiſchen Sprache – z. B. der Ausdruck: „den Geliebten anbeten" – weiſen auf dieſen Sachverhalt hin. Nur durch Gott kommt der Liebende zum Geliebten. Gott allein trägt über jenen toten Punkt hinweg, der zwiſchen dem Ich und dem Du liegt, und den man rein logiſch nicht überwinden

kann. Es braucht nur Einsicht und Mut, um diesen Tatbestand zu sehen und das Absolutum trotz seiner menschlichen Umhüllung gläubig zu bejahen. Ich liebe, darum glaube ich. Sprach Descartes einstens: „Ich denke, also bin ich," so gilt hier der Satz: „Ich liebe, also glaube ich." In jedem echten, uneigennützigen, ernsthaften Liebesakt ist der Glaube an Gott mitgegeben, ja geradezu vorgegeben. Niemand hat diese Wahrheit tiefsinniger zum Ausdruck gebracht als der Evangelist der Liebe, St. Johannes, wenn er seinen Jüngern zurief: „Geliebteste! Lasset uns einander lieben. Denn die Liebe ist aus Gott. Und jeder, der liebt, ist aus Gott geboren und kennet Gott."

Schon rein phänomenologisch gesehen weist also die Liebe auf den Glauben hin. Denn nur durch den Glauben erfasse ich jenes Absolute, das in der Liebe wesenhaft mitgesetzt ist, und ohne das sie nicht bestehen kann. Wo dieser Absolutheitsglaube aus dem Liebeserlebnis künstlich entfernt wird, da vermag dieses auch nicht über das rein Erdhafte, Klobige, Egoistische hinauszudrängen und den Heroismus der Hingabe zu wecken.

Iſt es nicht bezeichnend, daß die moniſtiſche Ethik, die grundſätzlich vom Glauben an Gott, von jeder übernatürlichen Fundierung abſieht, außerſtande iſt, eine heroiſche Sittlichkeit auch nur theoretiſch aufzubauen, geſchweige denn ſie in den Kreiſen ihrer Anhänger tatſächlich zu verwirklichen? Und warum rief man in den Nöten des Weltkrieges mit beſonderer Dringlichkeit nach jenen Schweſtern der Caritas, die all ihr Lieben aus dem Glauben holten, deren Liebe eine Liebe um Gottes willen war? Und warum erſtanden und erſtehen gerade dort, wo der Glaube ſeine reinſte und umfaſſendſte Formulierung im Dogma, ſeinen kraftvollſten und erſchöpfendſten Ausdruck im Kult und Leben gewonnen hat, – warum erblühten gerade in der katholiſchen Kirche jene Heldengeſtalten heroiſcher Liebe, vor denen ſelbſt der Unglaube ſich ehrerbietig neigt, die Geſtalten eines Vinzentius von Paul, eines Camillus de Lellis, eines Don Bosco, einer heiligen Eliſabeth? Und gibt es nicht zu denken, daß ſelbſt jene heidniſchen Philoſophen, die ihrer Grundeinſtellung nach moniſtiſch dachten, andererſeits aber, wohl nicht un-

beeinflußt von chriſtlichen Gedanken, zum erſten Male auf heidniſchem Boden das Ideal einer allgemeinen Menſchenliebe ernſthaft ins Auge faßten und verkündeten, wie z. B. der edle Sklave Epiktet – daß ſelbſt ſie ihrem ſtoiſierenden Gewebe einen ſtark religiöſen Einſchlag gaben und mit dem Bekenntnis zur allgemeinen Menſchenliebe das Bekenntnis zum Vater aller Dinge verbanden? Nur der indiſche Weiſe Gautama Buddha ſcheint dieſem Geſetz der Weſensverbundenheit von Glaube und Liebe inſofern zu widerſprechen, als er, wie viele annehmen, eine rein atheiſtiſche, glaubensloſe Ethik formulierte und ſeine zahlreichen Schüler darauf verpflichtete. Allein abgeſehen davon, daß die Behauptung vom atheiſtiſchen Charakter der Ethik Buddhas gerade in neueſter Zeit mancherlei Zweifeln begegnet, und abgeſehen davon, daß dieſe angebliche religionsloſe Moral – ſelbſt wenn ſie gepredigt worden wäre – tatſächlich nur auf einen kleinen Kreis von Bekennern beſchränkt blieb, während die große Maſſe der buddhiſtiſchen Gläubigen einem üppigen Polytheismus anheimfiel, muß entſchieden

betont werden, daß Buddhas Liebesgebot, seine Mettasutta-Lehre, in keiner Hinsicht der christlichen Caritas gleichgestellt werden darf. Gewiß ist das Wohlwollen gegen Tiere und Menschen (Metta) eine Hauptforderung des indischen Weisen, aber dieses Wohlwollen ist etwas rein Negatives, ein bloßes Leiden und Erleiden des Bösen, kein aktives Handeln wie im Christentum. Und es hat keinen anderen Zweck, als, wie Buddha sich ausdrückt, das „Gemüt zu befreien", das heißt: durch grundsätzliches Nichthandeln, durch williges Erleiden den Daseinsdurst in der eigenen Seele zum Erlöschen zu bringen und dadurch auf das Nirvana vorzubereiten. Die Liebesforderung Buddhas ist also letzten Endes egoistisch abgezweckt. Das rein negative, passive Leiden und Erleiden ist nur ein Mittel der Selbsterlösung. Es gebricht ihm demnach gerade das Charakteristische der christlichen Caritas: das Selbstlose der Hingabe und das Aktive, Gewalttätige, das Unentwegte der helfenden Tat.

*

So müſſen wir ſagen: Wo nur immer echte Liebe iſt, da iſt der Glaube. Schon im Alten Teſtament ſteht neben der Liebe der Glaube, neben dem Gebot: Du ſollſt den Nächſten lieben, das andere: Du ſollſt Gott lieben aus deinem ganzen Herzen. Schon im Alten Teſtament gab es keine Ethik, die nicht zugleich auch Religion geweſen wäre, keine Liebe ohne Glauben. Freilich war das innere Verhältnis von Glauben und Lieben noch nicht hinreichend klargeſtellt. Man zitierte beide Gebote nebeneinander, ohne ihr Ineinander und Füreinander deutlich zu ſehen. Ein Rabbi fragte einmal einen ſeiner Jünger: Welche Wege ſiehſt du vor dir, wenn du des Morgens erwachſt? Der Jünger antwortete: Den Weg der Gottesliebe und den Weg der Nächſtenliebe. Darauf fragte der Rabbi weiter: Und welchen von den beiden Wegen wirſt du zuerſt einſchlagen? Der Jünger errötete, denn er wußte keine Antwort. Darauf bemerkte der Meiſter: Der erſte Weg, den du einſchlagen ſollſt, iſt der der Nächſtenliebe.

Für die altteſtamentliche Betrachtung fallen alſo beide Wege noch auseinander. Darum die Frage-

ſtellung des Rabbi. Für den Jünger Chriſti beſteht dieſe Frageſtellung nicht zu Recht. Denn für ihn gibt es nicht zwei Wege, ſondern nur einen Weg des Heiles: den der Gottes- und Nächſtenliebe. Man kann hier nicht trennen. Wo wahre Liebe zu Gott, dort auch wahre Liebe zum Nächſten, wo wahrer Glaube, dort auch wahre Liebe. Beide Haltungen ſind nur der verſchiedene Reflex einer und derſelben Grundeinſtellung: der Liebe in Gott.

Es war die originale Tat Jeſu, daß er uns dieſes Ineinander von Glaube und Liebe deutlich machte. Wie ſonſt, ſo iſt er auch hier der Erfüller des Alten Teſtamentes. In ſeiner eigenen Perſon die Erſcheinung Gottes unter den Menſchen, die leibhafte Offenbarung der Übernatur, das Geheimnis des Glaubens und der Liebe in einem, enthüllt er mit ſeinem Finger die übernatürliche Grundlage aller wahren Liebe auf Erden, ihr Verwurzeltſein im Glauben an den Vater. Es gibt nur eine wahre Liebe, die aus dem Glauben. Alle wahre Liebe iſt Liebe in Gott, Liebe um des Vaters willen.

Selbſt ein Philoſoph wie Nietzſche vermochte ſich dem Zauber dieſer Offenbarung nicht vollends zu entziehen. In ſeinem Buch „Jenſeits von Gut und Bös" findet ſich das vielſagende Wort: „Den Menſchen zu lieben um Gottes willen, das iſt bis jetzt das vornehmſte und entlegenſte Gefühl, das unter Menſchen erreicht worden iſt. Daß die Liebe zum Menſchen ohne irgend eine heiligende Hinterabſicht eine Dummheit und Tierheit mehr iſt, daß der Hang zu dieſer Menſchenliebe erſt von einem höheren Hang ſein Maß, ſeine Feinheit, ſein Körnchen Salz und Stäubchen Ambra zu bekommen hat – welcher Menſch es auch war, der dieſes zuerſt empfunden und erlebt hat, wie ſehr auch ſeine Zunge geſtolpert haben mag, als ſie verſuchte, ſolch eine Zartheit auszudrücken, er bleibt uns in allen Zeiten heilig und verehrenswert."

Seit Jeſus wiſſen wir: jede echte Liebe weſt und atmet und wirkt aus dem Glauben. Der Glaube allein reißt mich, meinen Verſtand, mein Herz aus der irdiſchen Kleinwelt, aus der Beſchränktheit rein irdiſcher Geſichtspunkte und Rückſichten, aus der Enge ſelbſtiſcher Wünſche und Sorgen in

jene reinen Höhen empor, wo ſich die Unendlichkeit auftut, wo das „ganz andere" aufſtrahlt, das Göttliche, Heilige, ſchlechthin Reine. Hier – im Reich Gottes – iſt die lauterſte Wirklichkeit, das Leben des Lebens, die Kraft der Kräfte, der Geiſt der Geiſter, der Wert der Werte. Nicht von unten, ſondern von oben, vom Vater der Lichter, kommt das wahre Leben. Von hier gehen die ſtarken Antriebe aus, die reine Geſinnung, jene Kraftſtröme, die niemals verſiegen. So gehört der Glaube zur Liebe weſenhaft und unlöslich: er begründet die Liebe, er ſchüzt die Liebe, er reinigt die Liebe, er macht die Liebe ſtark. Denn er gibt ihr das, was jeder profanen Liebe fehlt, den ſtarken, heißen Atem der Unendlichkeit, jenen Zug ins überirdiſch Große, jene Leidenſchaft für das Heroiſche, Unglaubliche, Unerhörte, jene Torheit des Kreuzes, vor der alles irdiſche Pathos zuſammenbricht und zerſtäubt.

* * *

Faſſen wir zuſammen! Wir ſagten: echte Liebe kann nur dort ſein, wo das Abſolute, das Göttliche immer zugleich irgendwie mitgeſetzt wird,

das heißt: echte Liebe ist immer zugleich Gottesliebe. Und insofern die Wirklichkeit Gottes durch den Glauben erfaßt wird, ist der Glaube von der echten Liebe nicht zu trennen.

Damit ist ein Wichtiges gegeben. Damit ist gegeben, daß all das, was notwendig zum Glauben gehört, was ihn begründet oder sichert oder fruchtbar macht, also alles Heilsanstaltliche der Kirche – ihr Dogma, ihr Sakrament, ihr Kult, ihre Verfassung – eine Wesensbezogenheit zur Liebe haben muß. Es dient ja in tiefstem Sinn eben dazu, uns jene Welt Gottes, aus der die wahre Liebe hervorbricht, nahe zu bringen. In all seinen Aussagen, Einrichtungen, Funktionen hat es der Glaube mit Gott und seiner seligmachenden Wirklichkeit zu tun und darum letzten Endes mit der Liebe, die in dieser Wirklichkeit verwurzelt ist. Das gilt in erster Linie vom Dogma. Ist doch das Dogma nichts anderes als die frohe Botschaft von der Menschwerdung des Wortes Gottes, von der beglückenden Tatsache, daß sich uns Gottes heilige Wirklichkeit in seinem Sohn erschlossen hat. Was nur immer in den einzelnen Glaubensartikeln

formuliert ist, dient der allseitigen Entfaltung, Sicherung und Anwendung dieser einen Grundwahrheit von dem Erscheinen Gottes auf Erden. Derselben Theophanie dienen das Sakrament, der Kult und der Priester. Sie bringen uns die übernatürliche Segensmacht der in Christus erschienenen Gotteswirklichkeit nahe, sie machen uns dieselbe anschaulich und fruchtbar. Und derselben Theophanie dienen Papst und Bischöfe, ihre oberhirtlichen Maßnahmen und Entscheidungen. Denn durch sie wird das Reich Gottes in uns ein Reich Gottes unter uns, eine sichtbare Gemeinschaft von Gläubigen, gefeit gegen allen Irrtum und bewahrt vor Spaltung und Verfall. So kündet und zeugt die Kirche in ihrem ganzen heilsanstaltlichen Wesen von Gott, dem tiefsten Quellgrund alles Segens. Sie schafft jenen übernatürlichen Kosmos und jene mit göttlichen Kräften gesättigte Lebenssphäre, in der allein echte Liebe gedeihen kann. Alles, was an ihr ist, ist auf solche weltüberwindende Liebe bezogen, auf die Bereitung und Sicherung jenes himmlischen Reiches, das ganz Liebe ist, „Liebe aus reinem Herzen und einem guten

Gewiſſen und aus ungeheucheltem Glauben" (1. Tim. 1,5).

Aber die Kirche hat nicht bloß eine mittelbare Beziehung zur Liebe. So ſehr iſt ſie vielmehr der Liebe verbunden, daß dieſe bis in die letzten Zellen ihres heilsanſtaltlichen Organismus eindringt und ſie in ihrem ganzen Sein, in ihrer Weſensbeſchaffenheit zur wundervollen Liebesoffenbarung macht. So weiſt, was an ihr iſt, nicht bloß auf die Liebe hin, ſondern iſt ſelber aus der Liebe geboren, von der Liebe durchtränkt, Liebe atmend. Iſt doch das Dogma im Grunde nichts anderes als die Frohbotſchaft von jener Liebe, mit der uns Gott zuerſt geliebt, mit der er uns erſchaffen, erlöſt und geheiligt hat, die Frohbotſchaft vom fortſchreitenden Prozeß der Liebeshingabe Gottes an die Menſchen. Sakrament und Sakramentalien ſind nichts anderes als ein Aufleuchten und Fortwirken dieſer göttlichen Liebe in der Kirche und in gläubigen Herzen. Papſttum und Biſchofstum – aus der Heilandsliebe Jeſu heraus ſind ſie entſtanden, ein Liebesdienſt an den Brüdern, ein Knechtsdienſt, wie Paulus ſich aus-

drückt. Und die Kirche ſelber, die heilige, unbefleckte, ſie iſt in ihrem tiefſten Sein der geheimnisvolle Leib Chriſti auf Erden, die raumzeitliche Erſcheinung und Offenbarung ſeiner menſchgewordenen Liebe, die empiriſche Auswirkung und Vollendung jener äußerſten Liebestat Gottes, in der er ſich nicht bloß durch Wort und Zeichen den Menſchen erſchloß, ſondern ſeinen eingeborenen Sohn dahingab, auf daß wir durch ihn zum Vater kommen.

Wo wir nur immer hinblicken mögen in unſerer Kirche – von allen Seiten weiſen tauſend Finger immer wieder auf das eine Notwendige hin: „Das iſt das erſte Gebot: Du ſollſt Gott deinen Herrn lieben aus deinem ganzen Herzen . . . Und das andere iſt dieſem gleich: Du ſollſt den Nächſten lieben wie dich ſelbſt." Das ganze Kirchentum iſt nicht bloß in ſeinem Endzweck, ſondern auch in ſeinem Sein ein dringender Aufruf zur Liebe Gottes und des Nächſten, ein durch die Jahrhunderte und Jahrtauſende gehendes hohes Lied von der Liebe. Und wer dieſem Kirchentum, wer dem Heiligen Vater, wer ſeinem gottgeſetzten Biſchof

den Gehorſam weigert, der verſündigt ſich in der Subſtanz ſeiner Haltung gegen die Liebe. Ob er es weiß oder nicht, ob er es will oder nicht – er legt ſeine Axt an jene Wurzel, aus der allein wahre Liebe hervorbricht.

Darin hat die Diesſeits-Kirche ihren letzten tiefſten Sinn, daß ſie die hohe Schule dieſer Liebe iſt. Darauf zweckt letzten Endes ihr heilsanſtaltlicher Charakter ab. Inſofern ſie Heilsanſtalt iſt, wird ſie deshalb in dem Augenblick ihr Daſein erfüllt haben, wo nach Gottes unerforſchlichem Ratſchluß die Ausſaat der Liebe vollendet iſt. Sobald das Zeichen des Menſchenſohnes am Himmel erſcheinen wird, und der neue Himmel, die neue Erde, das neue Reich der Seligen aufflammt, wird alles Heilsanſtaltliche der Kirche – Dogma, Sakrament, Biſchof und Papſt – dahinfallen gleich der Samenkapſel, wenn die Frucht reift. Dann wird nur mehr das Weſentliche in ihr bleiben und in ewigem Glanze leuchten: die Gemeinſchaft der Liebe. Alles rein Heilsanſtaltliche in ihr iſt ja nur signum praefigurativum, signum prognosticum, nur etwas Hindeutendes, Vorbereitendes, das

in dem Augenblick vergeht, da sein Sinn erfüllt ist. „Die Weissagungen werden verschwinden, die Sprachengaben werden wegfallen, die Wissenschaft wird verschwinden . . . " Der Glaube wird übergehen in Schauen, die Hoffnung wird sich verwandeln in Besitz. Was allein bleiben wird, ist die Liebe und die Gemeinschaft der Liebe, die Kirche der Seligen. „Denn die Liebe höret nimmer auf" (vgl. Kor 13, 8 ff.).

Und da, wo etwa im Diesseits Dogma, Sakrament und Kirche ein Herz nicht zur Liebe führen, da sind diese Heilsmittel um ihren tiefsten Sinn gebracht. Da sind sie, wie Augustin immer wieder hervorhebt, bloße Frömmigkeitsformen (formae pietatis), denen die heilbringende Kraft gebricht, das heißt, sie sind eine Form ohne Gehalt, eine Blüte ohne Frucht. Die kirchliche Theologie spricht von einer fides informis, von einem gestaltlosen Glauben, und meint damit jenen, der in seinem Wesen verkümmert und verkrüppelt bleibt, weil ihm die Liebe fehlt. Und die Kirche selbst wird nicht müde, in Predigt und Katechese, in Exerzitien und Missionen auf jenes gewaltige Pauluswort zu verweisen,

das mit einer Kraft ohnegleichen allem leeren, rein äußerlichen Kirchentum, allem bloßen Formalismus das Gericht ſpricht: „Wenn ich die Gabe der Weisſagung hätte und wüßte alle Geheimniſſe und alle Erkenntnis, und wenn ich alle Glaubenskraft hätte, ſo daß ich Berge verſetzte, die Liebe aber nicht – nichts wäre ich. Und wenn ich alle Güter den Armen austeilte und wenn ich meinen Leib hingäbe, daß er verbrennte, die Liebe aber nicht hätte, nichts nützte es mir" (1. Kor 13, 2). Es wäre nur ein Weitergehen auf der gleichen pauliniſchen Linie, wenn man hinzufügte: das Feſthalten an den Dogmen der Kirche allein, der Gehorſam gegen den unfehlbaren Papſt allein, der oftmalige Empfang der Sakramente allein, das Mitwirken an kirchlichen Vereinen und Organiſationen allein tut es noch nicht. Wenn du all dieſes täteſt, hätteſt aber die Liebe nicht – nichts nützte es dir. „Die Liebe aber iſt duldſam, die Liebe iſt ſanft, die Liebe neidet nicht, die Liebe tut nicht unbeſcheiden . . ." Haſt du dieſe Liebe nicht, nichts nützt es dir.

*

Wenn ſo alles und jedes auf die Liebe zielt und erſt in der Liebe ſeinen letzten Sinn gewinnt, warum dann doch dieſe entſetzliche, unleugbare Spannung zwiſchen Glauben und Lieben, von der wir eingangs ſprachen. Wie kommt es, daß das Gemeinbewußtſein in dem Gläubigen durchaus nicht die geborenen Träger und Bringer der wahren Liebe erblicken will? Daß die innere Weſensverbundenheit von Glaube und Liebe, die wir feſtgeſtellt haben, im konkreten Gläubigen durchaus nicht immer ſichtbar wird? Und wie kommt es, daß in gewiſſen Perioden der Geſchichte die Spannung zwiſchen Glaube und Liebe ſo weit ging, daß der Glaube die Liebe tötete, und daß wir heute noch an dieſer Spannung leiden?

Weil Glaube und Liebe nicht miteinander identiſch, ſondern nur weſenhaft aufeinander hingeordnet ſind, iſt von vornherein eine derartige Spannung möglich und denkbar. Daß ſie auch wirklich in die Erſcheinung trat und noch tritt, wer möchte das leugnen? Aber die Schuld an dieſer Spannung trägt nicht der Glaube oder das die

Glaubenswirklichkeit tragende Kirchentum. Wir haben festgestellt: was an ihm ist, sein Wesen und sein Wirken, ist aus dem Geiste der Liebe geflossen und zweckt auf Liebe ab. Keine Stelle ist an ihm – weder in den Dogmen noch im Kult noch in der Verfassung –, die rein durch sich selbst, durch ihr bloßes Dasein oder durch ihre besondere Funktion den Ansatzpunkt oder den Nährboden von Haß und Streit bilden müßte.

So kann also keine Rede davon sein, daß im Kirchentum selbst der Quellgrund jener bedenklichen Spannung zwischen Glaube und Liebe zu suchen sei. Dieser Quellgrund kann nicht auf der objektiv kirchlichen, sondern nur auf der subjektiv persönlichen Seite liegen. Nicht bei der Kirche, sondern bei ihren Gliedern ist die eigentliche Schuld zu suchen. Und zu diesen schuldhaften Gliedern gehören nicht bloß die Laien, sondern auch die Geistlichen, selbst Bischöfe und Päpste. Wo nur immer Fleisch und Blut ist, da ist Sünde möglich, da kann es sein, daß aus Unfähigkeit oder Schwäche das höchste und einzige Ziel alles kirchlichen Lebens und Webens, die heilige Liebe, verfehlt wird. Die

Trennung der morgenländiſchen Kirche von der abendländiſchen, die Spaltung der abendländiſchen Chriſtenheit im 16. Jahrhundert – wäre ſie möglich geweſen, wenn das heilige Gebot der Liebe aus reinem Herzen und ungeheucheltem Glauben hüben wie drüben für alle und jeden oberſte, unverrückbare Richtſchnur des Denkens und Handelns geblieben wäre? Jede Spaltung, jede Häreſie in der Kirche führt ſich, wie zumal der heilige Auguſtin hervorhebt, auf ein Erlahmen, Verſagen des Liebesgeiſtes unter den Gliedern Chriſti zurück. Da, wo echte Liebe iſt, da iſt auch die unitas caritatis, die Einheit in der Liebe, gegeben. Da mögen Meinungsverſchiedenheiten und dogmatiſche Kämpfe entſtehen, aber niemals wird ein Zerreißen der Liebeseinheit drohen, ein Zerſtückeln des Leibes Chriſti.

Derſelbe Mangel an Liebe unter den Gliedern Chriſti trägt die Schuld, wenn die gleiche Spannung zwiſchen Glaube und Liebe auch in unſerem kleinen, engen Leben ſo überaus ſtark empfunden wird. Iſt es nicht unſäglich traurig, daß man uns Katholiken nicht mehr wie vordem an der Liebe

erkennt, daß nicht mehr Glaube und Liebe unſere eigentlichen Kennzeichen ſind, ſondern vielfach nur der Glaube allein. Wenn die alte Gleichung: katholiſches Chriſtentum = glaubende Liebe = liebender Glaube, nicht mehr zu Recht beſteht, wenn man von uns nicht mehr ſagen kann, wie man es von den Gläubigen der Urkirche ſagte: Seht, wie ſie einander lieben – wer trägt die Schuld? Nicht die Kirche, die heilige, die nicht müde wird tagtäglich zur Liebe zu mahnen und Liebe zu geben, ſondern wir ſelbſt, wir allein, wir, die Glieder. Wo wäre nicht ein Katholik, der in dieſer Hinſicht bekennen müßte: mea culpa, mea maxima culpa!

Tragen wir nicht ſelbſt zu einem weſentlichen Teil die Schuld daran, daß die Werbekraft unſerer Kirche, in den Zeiten des jungen Chriſtentums ſo hinreißend und ſieghaft, nunmehr ſchon ſeit Jahrhunderten ſo unheimlich verſagt, daß die Reichtümer unſeres Glaubens vielfach mißkannt und verachtet werden, – weil unſer Glaube nicht jene Liebesfrucht trägt, die man von ihm erwarten müßte? Warum ſind wir in unſerem

Liebeswirken kein Erweis des Geiſtes und der Kraft für die Sieghaftigkeit des katholiſchen Glaubens? Warum flüchten wir lieber zum billigen Wort und zum toten Buch, um unſeren Glauben zu bezeugen, wenn für die lebendige Wirklichkeit doch nur eine einzige Apologie durchſchlagend und zündend iſt, die des warmen Herzens, die der werktätigen Liebe. Hätten wir nicht ſchon längſt die ganze Welt erobern müſſen für die Frohbotſchaft des Glaubens, wenn nicht für uns auf weite Strecken hin ſchon jetzt das Wort gälte: refrigescet caritas multorum? Die Liebe vieler iſt am Erkalten! Hier lauert unſer Schickſal, hier ſtarrt unſere Verantwortung, hier wartet unſere Kriſis, hier droht unſer Gericht. Sind wir es denn wert, daß unſere Kirche blüht, wenn unſere Liebe dahinwelkt? So lange der katholiſche Glaube nicht den Geiſt der Liebe wenigſtens in unſeren Familien entzündet, ſolange ferner unſere Vereine und Pfarrgemeinden nicht wahrhaft Liebeszentren werden – ἀγάπαι, wie Ignatius von Antiochia ſo ſchön ſagt –, ſolange weiterhin unſer öffentliches Leben nicht den

warmen Hauch unserer Caritas spürt, solange uns nicht jeder Packträger und jede Putzfrau als Bruder und Schwester gilt, solange ist keine Hoffnung auf eine Erneuerung, Vertiefung, Ausweitung des katholischen Lebens in Deutschland und der ganzen Welt. Hier – an diesem Punkt allein und sonst nirgends – wird es sich entscheiden, ob der Katholizismus von heute kräftig genug ist, den Geist der Moderne von innen heraus zu überwinden, die abendländische Seele wieder zu erobern und die Frohbotschaft in die Welt hinauszutragen, so wie es einst Paulus in wenigen Jahren tat, oder ob er nach den Absichten der göttlichen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zunächst einer Periode der Stagnation entgegengehen muß oder gar einer schweren Katakombenzeit, bis daß im Leid geläutert sein Glaube wieder die Frucht der Liebe treibt.

Fragend, sorgend, bittend, vertrauend wendet sich unser Blick zu dem, der den Glauben in unsere Herzen gepflanzt und die Liebe darüber ausgegossen hat. Veni, sancte Spiritus! Ja, hilf, du großer Gott! Wissen wir doch, daß, „wenn Jehova

nicht baut das Haus, vergebens die Bauleute arbeiten, und wenn Jehova nicht die Städte bewacht, vergebens die Wächter wachen".
Komm, Heiliger Geiſt, erfülle die Herzen deiner Gläubigen und entzünde in ihnen das Feuer deiner Liebe, Amen.

Verlag von Josef Habbel, Regensburg
Gutenbergstraße 17

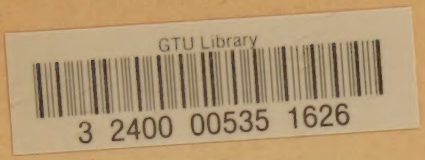
Von demselben Verfasser erschien früher

Christus unser Bruder

Seele-Bücherei Bd. 6

128 S.

★



GTU Library
2400 Ridge Road
Berkeley, CA 94709
For renewals call (510) 649-2500

All items are subject to recall.